Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 17 (1937-1938)
Heft: 11

Artikel: Das rätoromanische Alpenvolk in Bewegung
Autor: Hildebrandt, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-158366

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das rätoromanische Alpenvolk in Bewegung.

Von **Walter Hildebrandt.**

Volkskraft.

Bevor ich mich zum Schreiben dieser Bemerkungen über das rätoromanische Volk und seine Sprache anschickte, empfand ich das Bedürfnis, an Ort und Stelle nochmals die tatsächliche Lage zu erkunden. So führte mich denn eine mehrtägige Reise in alle Haupttäler Romanisch-Bündens, ins Engadin und ins Oberland, zu gebildeten und ungebildeten Leuten, zu schlichten Bauern und zu Führern des Volkes. Der Eindruck, den ich da bekam, war höchst uneinheitlich, zwiespältig. Bald stand das rätoromanische Volk kraftvoll in ungebrochener Existenz vor mir, bald war mitten in seinem Gebiete kaum etwas von ihm zu bemerken, und bald erschien es nur als großmütig geduldet neben der deutschen und der italienischen Nation. Daß die Stadt Chur, in welcher die Fäden der rätoromanischen Bewegung zusammenlaufen und geknüpft werden, unabänderlich und eindeutig verdeutscht ist, brauche ich nicht besonders zu betonen. Ebenso unzweifelhaft beginnt aber einige Kilometer weiter talaufwärts das Romanentum: in Ems hört man auf der Bahnstation kaum ein anderes Wort, und insbesondere die Kantonsschüler pflegen dort mit bewußter Selbstverständlichkeit untereinander ihre Muttersprache. Aber dann kommen wir alsogleich wieder in deutsche Ortschaften. Wenn dort ein Romane an leitender Stelle steht, der inmitten deutscher Umgebung zu Hause das Romanische festhält, so ringt das einem Bewunderung ab, zumal wenn die ganze Familie ebensogut deutsch sprechen könnte. In der Eisenbahn stieß ich, obschon der Fremdenverkehr zu jener Zeit nichts mehr ausmachte, nur selten auf Romanen; hinwiederum blieb das Erlebnis eines von Romanen voll besetzten Zuges — die Leute kehrten vom Schulser Viehmarkt heim — nicht aus. Zu St. Moritz wird man heute Romanen nicht in erster Linie suchen gehen, weil dort durch die Einwanderung fast alles deutschsprachig geworden ist; um so erstaunter war ich, zu hören, daß man ohne Romanisch im Dorfe kaum durchkomme! Gibt es Ortschaften, wo sich das Romanentum sozusagen in den Privathäusern verbirgt, derweilen auf den Verkehrswegen — auf Straßen, in Wirtschaften, bei den Bahnen und Posten — alles deutsch maskiert ist, so tritt in anderen Gemeinden wieder das Deutsche so stark zurück, daß man tagelang keinen fremdsprachigen Laut hört. Aber auch eine andere Variation kommt vor: Während der Flecken Disentis z. B. seinen romanischen Cha-

rakter innerlich und äußerlich gewahrt hat, bildet das Kloster mit seiner Schule gegen alle Erwartung eine deutsche Sprachinsel. Ähnlich mannigfaltig erschienen mir die inneren Einstellungen der Romanen: während sich innerhalb und außerhalb des Sprachgebietes solche finden, die mit Nachdruck für ihre Mundart eintreten, bereitet es anderen keine Schmerzen, die Muttersprache zu Gunsten einer der großen Verkehrssprachen aufzugeben. Und derweil auf der einen Seite mit Eifer die sprachlichen Schätze gehegt und gemehrt werden, fressen sich die Nachbarsprachen an den Rändern und im Innern immer tiefer in den romanischen Volkskörper ein.

Wenn bei solcher Sachlage die Eidgenossenschaft derzeit eine Volksabstimmung darüber veranstaltet, ob das Rätoromanische in der Bundesverfassung als Nationalsprache anerkannt werden soll, so leuchtet das nicht ohne weiteres ein. Ist überhaupt noch ein Volk da? Gibt es noch eine Sprache anzuerkennen? Ist das Romanentum noch zu retten? Anerkennen kann man natürlich nur etwas, das da ist. In dieser Beziehung wäre es übertrieben zu sagen, es sei noch viel da: viel Land, viel Volk. Drei große Talschaften mit Nebentälern sind es nur, aber fast nirgends ein kompaktes Volks- und Sprachgebiet, sondern alles durchsetzt mit fremdsprachlichen Kolonien. Desgleichen beläuft sich die Zahl der Romanen in diesem romanischen Stammgebiet — was gegenüber anderen Feststellungen dargetan werden muß — nur auf die geringe Zahl von 36,000 Seelen, die wirklich in Betracht fallen. Und wie dort am meisten Wasser verdunstet, wo es am meisten mit der Luft in Berührung kommt, so verflüchtigt sich auch die romanische Volks- und Sprachsubstanz sehr stark, weil sie fast überall dem Zudrang des Deutschen und Italienischen offen liegt. Was also da ist, sind Reste eines dereinst größeren Volkes, Reste, von denen man in guten Treuen darüber im Zweifel sein kann, ob sie erhaltungsfähig seien. Wenn sonst ein Bauwerk so durchlöchert und zerfallen ist, daß nur noch einige Kammern fast unversehrt sind, während alle anderen Zimmer, Gänge, Treppen, Mauern gebrochen Wind und Wetter offen stehen, so werden die Baumeister die Möglichkeit seiner Wiederherstellung und Erhaltung nicht besonders gut beurteilen. Im Falle des Romanischen hängt alles davon ab, ob man glaubt, an gewissen Stellen einige Schutz- und Konsolidierungsarbeiten ausführen zu können. Daran läßt sich jedoch nur denken, wenn die Mauern noch so stark genug sind, und wenn sich das ganze Haus vor weiterem Zerfall oben durch ein währschaftes Dach und seitlich durch dichte Fenster verschließen läßt. Dann wird man keine Angst für seinen Bestand mehr haben müssen, und selbst ein gelegentliches Lüften wird ihm nichts mehr anhaben können, vorausgesetzt, gewissenhafte Einwohner und Wärter seien immer zur Stelle.

Unsere Bestandesaufnahme zur Erkundung, ob wirklich noch rätoromanische Volkskraft vorhanden sei, wird tiefer ins Einzelne gehen müssen als jene oberflächliche Schau vom Bahnwagen oder von der Landstraße aus. Was ein Volk ausmacht: eine Gemeinschaft gleicher Rasse, Sprache

und Tradition, ist bei den Romanen durchaus zu bemerken. Sie unterscheiden sich von den Nachbarvölkern. In ihnen lebt das rätisch-keltische Stammvolk in latinisierter Form weiter, wofür sowohl die äußere Gestalt als auch innere Sprachmerkmale zeugen. So fügen sich die Bündner Romanen als gleichberechtigtes Volk in die Familie der großen romanischen Völker und Sprachen ein. Das Romanische ist also nicht eben bloß eine italienisch-deutsche Mischsprache oder ein italienischer Dialekt, wie es früher von Unkundigen verschrien wurde. Ich möchte bei diesen Tatsachen indessen nicht verweilen, sondern nur Gewicht darauf legen, ob dieses Volk wirklich noch lebe mit eigenem Willen und Bewußtsein. Diese Frage ist nicht so leicht zu entscheiden, wie sich Manche denken, die jetzt gerne etwas in Nationalismus, in Heimatschutz oder in Demokratie machen und darum für das Rätoromanische Feuer und Flamme sind. Man kann hier nicht nüchtern genug denken. Das Leben einer Sprache muß sich darin zeigen, daß das Volk sie als für sein ganzes Leben maßgebend, als allererste Form seiner Gedankenäußerung, anerkennt und handhabt. Wenn ich also hier in erster Linie die Feststellung mache: Das Rätoromanische ist die Umgangssprache der urrätischen Bergbevölkerung, so genügt diese Feststellung, so richtig und grundlegend sie sein mag, bei Weitem nicht. Vielmehr muß noch dazu kommen, daß diese Sprache auch die Sprache von Schule und Kirche, von Gericht und Verwaltung sei, und daß sich in ihrem Idiom auch eine einheimische Literatur entfalte. In diesen Beziehungen jedoch kann das Ergebnis unserer Nachforschungen nicht eindeutig positiv lauten. Die Rätoromanen haben und besitzen allerdings eine stattliche Literatur — zu der früheren religiösen ist in den neueren Zeitläufen auch eine weltliche und im besondern eine Zeitungsliteratur hinzu gekommen; Decurtins Chrestomathie mit ihren 7433 Großtextseiten bildet das Hauptdenkmal des rätoromanischen Schrifttums — aber es ist bei weitem etwa nicht so, daß sie mit dieser Literatur allein auskämen. Im Gegenteil: alle diese Literatur beschlägt notwendigerweise nur bestimmte Gegenstände des Lebens; es gibt also z. B. weder eine eingehende politische Orientierung noch ein Chemiebuch auf Romanisch, sondern wenn die Leute mehr wissen wollen, als ihnen die kleinen wöchentlichen Zeitungen oder die bescheidenen Schulbücher bieten, so müssen sie eine deutsche Tageszeitung halten oder ein deutsches Chemiebuch kaufen. Einzig hinsichtlich der religiösen und der schönen Literatur kann man von einer einigermaßen ansehnlichen Versorgung sprechen, ohne daß allerdings die Qualität stets überraschen würde. Erschwerend für Herstellung und Absatz von Literatur wirkt das Vorhandensein von nicht weniger als drei Idiomen (Oberländisch, Oberhalbsteinisch und Ladinisch-Engadinisch). Was sodann das Gerichtswesen anbelangt, so mögen die prozessualen Formen der Sprache des Volkes namentlich in den Hauptgebieten Rechnung tragen, jedoch gleich nebenan, auf dem Gebiete der Verwaltung macht sich dann wieder die deutsche Sprache breit in allerlei Urkunden, Anschlägen, Bekanntmachungen, Korresponden-

zen, Erlassen, womit also das Romanische schon wieder für gewisse Zwecke außer Betracht fällt. Diese Erscheinung setzt sich bei Schule und Kirche in womöglich noch stärkerem Maße fort: Der Schulunterricht wird bestenfalls schon nach etwa drei Klassen deutsch, sofern diese Sprache nicht überhaupt den Unterricht beherrscht, und auch die Kirche hat sich leichthin bereit finden lassen, sich insgesamt oder doch wenigstens abwechselnd des Deutschen zu bedienen. Allerdings gibt es dann auch wieder Orte, wo sich die Kirche — beiderlei Konfession — restlos in das rätoromanische Milieu einfügt. Örtlich genommen steht es gut mit der Pflege und Wahrung der Sprache im Oberland, Oberhalbstein, Unter-Engadin und Münstertal, während der untere Teil des Oberlandes, das Domleschg und Bergün als gefährdet erscheinen. Schon diese wenigen Feststellungen lassen uns erkennen, daß der Durchschnittsbürger in seinem Leben mit Romanisch allein nicht mehr auskommt: in dieser Lage werden höchstens Leute sein, die eine rückwärtige Stellung einnehmen. Das Romanische ist also keine volle Sprache für den heutigen Menschen, sondern braucht notwendigerweise noch eine Ergänzung. Daß das ein gefährlicher Zustand ist, leuchtet ohne Weiteres ein. Die Volkskraft der Rätoromanen ist geschwächt, nicht mehr vollkommen. Um in dem Bilde zu bleiben, das ich oben gebraucht habe, kann ich auch sagen: Vom einstigen größeren Bau des rätischen Volkes sind nur noch gewisse Kernteile vorhanden, aber auch diese sind teilweise zerstört und zerfallen, ja, wo noch wohnliche Gemächer vorhanden sind, setzt bereits die Natur ihr Zerstörungswerk an.

Da die festgestellte Schwächung der Volkskraft zu einem wesentlichen Teile in den modernen Bildungs- und Verkehrsverhältnissen begründet ist, wird sie nie mehr voll behoben werden können. Die Romanen werden daher froh sein müssen, wenn es ihnen gelingt, ihr Sprachgebäude in einzelnen Teilen etwas zu renovieren und ihm ein mehr oder weniger dichtes Dach aufzusetzen. Glücklicherweise scheint nun sowohl Wille als Kraft hierfür noch vorhanden zu sein, und zwar im Volke selbst, so daß die Erhaltung der Sprache — immerhin auf einem geschwächten Stande — als möglich erscheint. Der Druck der fremdsprachlichen Mächte hat im romanischen Volke schon in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts Gegendruck geweckt, der allerdings zunächst nur gemessene Beachtung fand, bis er sich dann im Jahre 1919 zu einer Zusammenfassung aller rätoromanischen Vereinigungen in der „Ligia Romontscha" verdichtete. Die Romanen verfolgen damit den Zweck, Sprache und Volkstum zu pflegen, beide aber auch nach außen zu vertreten. So ist denn auch die ganze Bewegung, welche zu der gegenwärtigen Abstimmungsvorlage über die Anerkennung des Rätoromanischen als Landessprache führte, eine Auswirkung der rätoromanischen Renaissance, die mit der Gründung der „Ligia Romontscha" anhub. Hand in Hand ging eine starke Entfaltung der wissenschaftlichen Sprachforschung, der Sprachlehrmittel und der literarischen Produktion, unterstützt nicht nur von den Volksangehörigen selber, sondern natürlich auch

vom Stande Graubünden und von der Eidgenossenschaft, sowie von den mächtigen Legaten Anton Cadonau's. Auf diese Art hat sich im Romanentum eine gewisse intellektuelle Oberschicht gebildet, die nunmehr die geistige Führung der Romanen in den Händen hat. Daß das gewöhnliche Volk an der Erneuerung regen Anteil nehme, ist schon bestritten worden, und ich glaube bis zu einem gewissen Grade mit Recht. Wie wollen wir es ihm verargen, wenn es einfach zu der Sprache hält, die ihm in seinem Leben als praktisch erscheint; das eine Mal und in den allermeisten Fällen wird es sich des Romanischen bedienen, daneben aber auch des Deutschen oder des Italienischen. Immerhin bekommt man den Eindruck, daß die Bestrebungen der Führerschicht doch nach und nach dem Volke und seiner Sprache neuen Impuls geben; anders wäre nämlich die Romanisierung von Ortsnamen und Anschriften, die stärkere Berücksichtigung des Romanischen in den Schulen und der vermehrte Absatz von Literatur nicht zu verstehen. Die Romanen beginnen auch den Vorteil zu schätzen, den ihnen ihre Muttersprache für das Erlernen anderer Sprachen bietet.

Kein Zweifel also: das rätoromanische Alpenvolk ist in Bewegung! Es lebt und will sich erhalten. Es will auch standhalten. Sein Wille selbst könnte aber erfolglos bleiben, wenn es nicht die rechten Wege einschlägt. Das Wichtigste scheint mir zunächst zu sein, daß die romanische Sprache alle Plätze belegt, auf denen sie nicht gerade wegen der Natur der Dinge ausgeschlossen ist: also muß sie unbedingt Anspruch machen auf Gericht und Verwaltung, Schule und Kirche, aber auch auf einen möglichst großen Literaturkreis von der Zeitungsliteratur bis zu populären wissenschaftlichen Werken und religiösen Büchern. Das romanische Gebiet soll wieder — auch äußerlich in den Benennungen und Aufschriften — romanischen Charakter erhalten. Ich sehe hier die Notwendigkeit voraus, daß sowohl Kirche als Schule allgemein auf die Ausbildung und Anstellung von romanischen Kräften bedacht sein müssen; eine gewisse Planmäßigkeit wird nicht mehr zu umgehen sein im Haushalt mit den einheimischen Lehrern und Pfarrern, deren das Volk unbedingt bedarf. Aber auch im privaten Handel und Wandel sollen inskünftig die Romanen den Romanen aus Volkssolidarität den Vorzug geben. Bei alledem muß die Bewegung aus dem Inneren des Volkes und nicht etwa von außenstehenden Volksgliedern — wie es jetzt zum Teil der Fall ist — herkommen. Das deutsche Chur wird also nicht mehr die geistige Hauptstadt Rätoromaniens bleiben dürfen, sondern im Volksgebiet selbst sind geistige Zentren aufzurichten — mindestens je eines im Oberland und im Engadin. Dazu schiene mir unbedingt eine gewisse Parallele von Volk = Staat auch für das rätoromanische Volk als notwendig, indem vielleicht eine rätoromanische Tagsatzung über der Erhaltung des Volkes in Sprache und Sitte wachen würde. Auf diesem Wege käme der Charakter eines gesonderten Volkes kulturell zum Vorschein, ohne politische Umwälzungen, die auch gar nicht als notwendig erscheinen bei der freien Stellung der bündnerischen Gemeinden und Talschaften im Gesamtverbande

des Standes Graubünden. Werden derartige Maßnahmen getroffen, so ist es wohl möglich, daß das Rätoromanische noch Jahrhunderte lang erhalten bleiben kann.

Angreifer!

Wenn das rätoromanische Volk nicht von altersher seine Gegner gehabt hätte, so würde es heute noch den ganzen Raum bis ins Glarnerland, an den Bodensee und ins Vorarlbergische einnehmen. Es würden auch keine Deutschsprachigen mitten unter ihm wohnen, und es hätten keine Italianismen unter ihm Platz greifen können. Aber man muß unterscheiden zwischen unwillkürlicher und gewollter Gegnerschaft. Und da gilt vor allem die Feststellung, daß diejenigen Angriffe, welche in der ganzen Geschichte bisher die erfolgreichsten gewesen sind, nämlich die Angriffe des Deutschen, zu den unwillkürlichen zählen, also keinesfalls etwa gewollt sind, weil von Seiten der Deutschsprachigen zu keiner Zeit die Parole ausgegeben worden ist, Rätien gehöre zum deutschen Sprachgebiet oder die romanische Sprache müsse der deutschen weichen. Das Vordringen des Deutschen ist vielmehr auf eine andere Einstellung, einen Überzeugungswandel bei den Rätoromanen zurückzuführen, die in den ehemals romanischen Talschaften allmählich aus Gründen des Verkehrs und des Anschlusses an ein großes nachbarliches Sprachgebiet ihre Muttersprache preisgegeben haben. Auch in der Gegenwart fällt es offenbar keinem Deutschsprechenden ein, vom Romanen zu verlangen, daß er von seiner Muttersprache lasse. Er wird sie im Gegenteil noch besonders ehren und achten. Aber auf der anderen Seite hält er es doch für selbstverständlich, daß der Romane sich ihm anpaßt, wenn er mit ihm redet. Das hat seit uralten Zeiten genügt, um das Romanische immer weiter zurückzudrängen, sind doch die rätischen Talschaften gerade gegen das deutsche Sprachgebiet hin offen und dem Zudrang der deutschen Sprache besonders ausgesetzt. Außerdem haben sich ja schon im ausgehenden Mittelalter deutsche Wanderer mitten im romanischen Gebiet niedergelassen, indem sie mitten unter den Romanen die sogenannten Walserkolonien — deutsche Sprachinseln — gründeten, die sich bis heute erhalten haben. Man kann allerdings bemerken, daß das verdeutschte Romanentum nicht etwa in einen krassen Gegensatz zum verbliebenen Romanentum verfallen ist, sondern sowohl in Sprache als auch in Sitte und Habitus noch deutlich die Spuren der früheren Zugehörigkeit zum rätoromanischen Volke aufweist. Es bildet sogar gewissermaßen für das Romanentum eine Schutz- und Isolierschicht, die allzu starke Einflüsse des Deutschen etwas mildert. Aber trotz alledem bleibt es dabei, daß das Deutsche der stärkste Gegner und Angreifer des Romanischen ist. Was sich hiergegen machen lasse? wird man fragen. Das Deutsche läßt sich einmal nicht verscheuchen; stetsfort werden Deutsche kommen und mit den Romanen deutsch verkehren wollen. Aber das können die Romanen tun: sie können von den Deutschen eine maximale Anpassung an ihre Sprache und

ihr Leben verlangen und auf der anderen Seite unter sich selbst die einheimische Muttersprache noch viel intensiver als bis jetzt pflegen. Sie müssen den Willen haben, in ihrem ureigenen Gebiete die Fremdsprachigen zu assimilieren. Daß eine Möglichkeit hierzu besteht, daß das Romanenvolk noch immer diese Kraft aufbringt, dafür zeugen nicht nur die vielen Hundert Ausländer, die das Romanische als ihre Muttersprache bezeichnen, sondern ebensosehr die zahlreichen „Unterländer", welche in der zweiten Generation zu Romanen geworden sind. Ist der Assimilationswille der Urwille einer lebendigen Sprache, so kann man auch dem Romanischen keinen Verzicht darauf zumuten. Anders steht es mit der Expansion: in dieser Beziehung haben die Romanen offenbar — und mit Recht — weder den Willen noch die Möglichkeit, über ihre Grenzen hinauszuschreiten, also früher verlorenes Gebiet wieder zurück zu gewinnen. Die Lage ist da ganz gleich wie bei den einzelnen Romanen, die aus beruflichen oder anderen Gründen das geschlossene Sprachgebiet verlassen haben: das Verlorene ist und bleibt verloren.

Etwas anders verhält es sich mit der Stellung der Italiener und des Italienischen. Das imperialistisch eingestellte Reich grenzt eben an Rätien und sucht seine Grenze dort nach eigenem Befinden festzulegen. Der Umstand, daß da jenseits der Alpenkette, die man bisher als die natürliche Grenze Italiens ansah, noch ein romanisches Volk niedergelassen ist, gibt nun willkommene Gelegenheit, auch die politische Grenze theoretisch nordwärts bis an die Tödikette zu verschieben, in der Meinung natürlich, über das Schicksal dieses Gebietes — wie auch des Tessins — mitbestimmen zu können. Die Grundlage dieses Anspruches ist — wie gesagt — ethnischer und philologischer Natur. Ein Auslandschweizer namens Salvioni hat da bedauerlicherweise die Hand im Spiel: Von dessen Seite ist nämlich die Theorie aufgestellt worden, das Rätoromanische sei ein italienischer Dialekt: die Alpenromanen ständen nur am äußersten Rand einer kontinuierlichen Dialektabstufung und seien daher mit Fug und Recht als Glieder der italienischen Kulturnation zu beanspruchen. Über die Falschheit dieser Philologie brauche ich hier nicht viele Worte zu verlieren; ernsthafte italienische Gelehrte wie Ascoli und Bertoni haben selber in älterer und neuester Zeit und in Übereinstimmung mit der gesamten übrigen romanischen Philologie die Selbständigkeit des Romanischen als romanische Sprache dargetan. In der Tat besitzt ja das Romanische Eigentümlichkeiten in Ausdrücken, Formen und Lauten, die niemals in das Schema des Italienischen hineinpassen. Die einwandfreie Feststellung dieser Selbständigkeit hindert natürlich nicht, daß aus der gegenteiligen falschen Ansicht die zugehörigen politischen Schlüsse gezogen werden. So folgert jetzt ein gewisser Drigo: In Rätien sei das Italienische als Kultursprache einzuführen, womöglich neben dem Romanischen auch noch als Amtssprache. Zahlreiche Stipendien für Studien an italienischen Hochschulen wären einzurichten. Eine regere Beteiligung der italienischen Literatur am wissenschaftlichen wie am lokal-politischen

Büchermarkt des Kantons sei von Nöten. Man müsse sich bemühen, den Handel und die bündnerische Auswanderung nach Süden zu ziehen. Aus alledem erhellt, daß der italienische Angriff auf die Rätoromanen von einzelnen überspannten Köpfen mit aller Überlegung geführt wird. Im Gegensatz zu den faktischen Angriffen des Deutschtums steht indessen der italienische Angriff an Intensität weit zurück, zugleich auch an praktischer Wirkung. Wenn schon die Reichsitaliener im Engadin eine gewisse Rolle zu spielen scheinen und wenn schon die Italianismen gerade das Ladinische des Engadins nicht unwesentlich bedrohen, so hat doch gerade das Italienische am wenigsten Aussicht, in Rätien Boden zu fassen. Als bedenklich erscheint immerhin, daß der italienische Angriff nicht nur kulturell gefärbt, sondern auch politisch zugespitzt ist. Rätien gilt nämlich bei nicht wenigen Italienern als Irredenta, und deswegen fliegen nicht selten Karten und Schriften mit Sympathiekundgebungen in die bündnerischen Alpentäler.

Wie setzten sich die Rätoromanen demgegenüber zur Wehr? Wir haben die merkwürdige Erscheinung vor uns — sie ist offenbar nur aus dem föderalistischen Gedanken des Standes Graubünden und der Eidgenossenschaft heraus zu begreifen —, daß das Romanentum von deutschsprachiger Seite her geschützt und aufgemuntert wird, während die italienische Schwestersprache und -kultur — allerdings inoffiziell — an eine Unterjochung und Auflösung des Romanentums denkt. Dabei wissen die Romanen ganz genau, daß eine Anlehnung an das Italienische den frühen Tod ihrer Sprache bedeuten und mehr schaden würde als die deutsche Einwanderung und der deutsche Verkehr. Aber sowohl dem Deutschen wie dem Italienischen gegenüber weiß das Romanentum die Grenzlinien zu ziehen. „Ni Talians, ni Tudaischs!" „Weder Italiener noch Deutsche!" so lautet die von Lansel ausgegebene und tausendfach wiederholte Losung. In der Tat gibt es kein besseres Mittel der Selbstverteidigung als den Selbsterhaltungswillen eines Volkes, zumal wenn er philologisch und ethnisch unterbaut ist. Hinzu kommt in diesem Falle noch die geistige Unterstützung durch das Deutschtum, das natürlich lieber ein selbständiges romanisches Volk zwischen sich und Italien eingebettet sieht als direkt an Italien zu grenzen.

Ich möchte an dieser Stelle mit Bezug auf die Abwehr natürlich nicht bereits Gesagtes wiederholen; aber es bleibt immerhin übrig, noch etwas über die Abwehr der politischen Angriffe zu sagen, die sich auf Romanisch-Graubünden richten. Während es sich bei dem Aufbau unseres Staatswesens in keiner Weise darum handeln kann, den Romanen ihre Selbständigkeit zu nehmen — im Gegensatz zu der übrigen Welt erkennt ja die Schweiz ihre Stärke gerade nicht in der Unterjochung, sondern in der Verselbständigung der Minderheiten —, während also von deutschsprachiger Seite eine politische Gefahr nicht zu erkennen ist, sind die immer wieder auftauchenden italienischen Aspirationen auf Rätien trotz ihres inoffiziellen Charakters nicht gar leicht zu nehmen. Hier handelt es sich um

die politischen Gedanken der Macht und der Zugehörigkeit Rätiens. Derartige Einmischungen in unsere Verhältnisse müssen immer wieder mit aller Deutlichkeit zurückgewiesen werden. Daneben ist auch an bestimmte Schutzmaßnahmen gegen die friedlich, aber nicht minder zielbewußte Durchdringung Rätiens durch das italienische Element, die das Romanentum aus eigenem Selbstbewußtsein ohne gesetzliche Vorschriften praktizieren kann, z. B. das Festhalten an Grund und Boden, die Pflege der eigenen Sprache, eine Abwehr übermäßiger italienischer Handels- und Kultureinflüsse.

„Nationalsprache".

Durch die kommende Revision der Bundesverfassung soll das Rätoromanische als „Nationalsprache" dem Deutschen, dem Französischen und dem Italienischen gleichgestellt werden. Gegnerische Stimmen sind bislang nicht laut geworden. Endlich — so heißt es — einmal eine Vorlage rein geistigen, kulturellen Charakters, der man ohne Bedenken einhellig zustimmen kann! Indessen sind die Gründe für die Gutheißung der Verfassungsrevision bei weitem nicht einheitlich. Wir dürfen zwar annehmen, daß die Mehrzahl der Stimmenden durch ihr „Ja" eine Sympathiekundgebung beabsichtigt für das rätoromanische Volk, das gewillt ist, an seiner Selbständigkeit und Eigentümlichkeit festzuhalten. Aus echt demokratischem Fühlen heraus möchte man auch den Romanen diejenigen Freiheiten zukommen lassen, die man selbst schon lange besitzt. Weniger zahlreich, aber immerhin vorhanden werden sodann diejenigen sein, welche ihr „Ja" mit der Absicht in die Urne legen, damit gegen die irredentistischen Umtriebe in Italien klar zu demonstrieren. Wieder andere dürften — ohne geistig gerade stark von der Frage umgetrieben zu werden — sich zur Zustimmung entschließen, weil die ganze Angelegenheit keine geldlichen Belange berührt.

Die Erhebung des Rätoromanischen zur „Nationalsprache" hat nicht unerhebliche politische Hintergründe. Es verhält sich bei Weitem nicht so, wie einer meinte, daß mit der Anerkennung alles beim Alten bleibe, und daß es sich nur um eine schöne Geste handle. Vielmehr geht hier mit einem ganzen Volk, mit einer ganzen Sprache dasjenige vor, was gelegentlich mit einem einzelnen Menschen passiert. Er hat von Jugend auf sich gut gehalten, hat gearbeitet, hat etwas geleistet, hat vielleicht sogar viele Erfolge errungen, aber es ist immer noch die Würdigung seines Tuns durch die maßgebenden Leute ausgeblieben. Wenn dann aber die Meister seines Berufes, die etwas zu sagen haben und geachtet werden, einmal ihre Blicke auf ihn wenden, wenn sie vor der Öffentlichkeit erklären, daß dieser Mensch guten Fleiß und hervorragende Fähigkeiten besitze, dann wird er auf einmal von seiner Umgebung ganz anders angesehen: Die Anerkennung stützt ihn innerlich und äußerlich in seiner Stellung. Gerade so ist es auch mit der romanischen Sprache: Lange Zeit mißachtet und verschupft, hat sie sich doch durch den Willen ihres Volkes

erhalten, ja sogar schöne Blüten getrieben. Das allein hat ihr aber noch nicht die gebührende Stellung verschafft. Erst die Anerkennung durch die Philologen, durch die Politiker, ja sogar durch das ganze Schweizervolk vermag ihr so recht die Stellung zu verleihen, die ihr ja schon lange zukommt: das Ansehen einer besonderen selbständigen Sprache und die Achtung eines besonderen, selbständigen Volkes.

Für den Bund wird sich mit der Anerkennung zunächst nicht viel ändern. Wie früher wird er die hauptsächlichsten Gesetze auch ins Romanische übertragen lassen und die Verwaltungs- und Gerichtsbehörden werden nach wie vor auch romanische Akten entgegennehmen, ohne für deren Übersetzung den Parteien besondere Kosten aufzuerlegen. Dahingegen ist zu erwarten, daß er bereitwilliger als früher seine Kartenwerke mit den romanischen Orts- und Flurbezeichnungen versieht, und daß auch die Postverwaltung sich mit einigen Neubenennungen von Orten abfinden muß. Wir haben also weder zu erwarten, daß dem Bunde größere Kosten erwachsen aus der Angliedung einer romanischen Abteilung an seinen Verwaltungsapparat, noch daß er etwa gar seine amtlichen Publikationen auch auf romanisch herausgeben müsse. Mit vollem Bewußtsein haben ja die Romanen nie das Begehren auf Anerkennung als Amtssprache gestellt, weil sie ohne weiteres voraussehen konnten, daß einem solchen Begehren kein Erfolg beschieden gewesen wäre. Die ganze Anerkennung erscheint demnach als eine rein geistige, kulturelle Angelegenheit, ohne materiellen Einschlag.

Immerhin dürfte es da so kommen, wie wenn ein Vater sein Kind als sein eigen anerkennt: er wird auch für seinen Unterhalt sorgen müssen. Nachdem das Schweizervolk mit — vielleicht noch nie dagewesener — Einmütigkeit dem rätoromanischen Volke und seiner Sprache ihr Recht hat werden lassen, wird auch von Bundeswegen alles zu tun sein, was die Erhaltung der Sprache erfordert. Was gibt es da nicht alles zu unterstützen: rätoromanische Philologie, Dichtkunst, Schulliteratur, Vereinigungen, Unterrichtsanstalten usw.! Es liegt gar nicht fern, auf die Leistungen des Bundes für die Italianität des Tessins hinzuweisen. Wenn daher die Anerkennung heute als sozusagen rein geistige Angelegenheit hingestellt wird und es zunächst auch wohl ist, so müssen wir doch für die Zukunft damit rechnen, daß sie unzweifelhaft eine sehr solide Grundlage für finanzielle Leistungen zur Erhaltung des Romanentums bilden wird.

Indem die Eidgenossenschaft das Rätoromanische als „Nationalsprache" anerkennt, folgt sie ihrer bewährten Tradition des Minderheitenschutzes. Andere Staaten suchen ja bekanntlich ihre Stärke darin, daß sie alles konzentrieren, zentralisieren und ausgleichen auf einen bestimmten Mittelpunkt aller Kräfte; die Eidgenossenschaft baut auf dem geraden Gegenteil auf und findet ihre Kraft in der Festigung des Einzelnen. Zu einer Zeit, wo alle Politik in die Gegenrichtung drängt, verdient diese Haltung besondere Beachtung.